



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Hermann: Reinhold Kosers "Friedrich der Große" : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Reinhold Kosers „Friedrich der Große“

Von Hermann Meyer

(Schluß)



edem positiven Christentum stand der König als Jünger Voltaires natürlich indifferent gegenüber; deshalb nahmen diese Dinge wohl seine Politik, aber nicht sein ganzes Herz in Anspruch. Ganz anders war es mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft. Hier trat sofort 1740 eine gründliche Änderung des Verfahrens der früheren Regierung ein. Den aus Halle vertriebenen Philosophen Wolf berief Friedrich sogleich zurück, am liebsten hätte er ihn in Berlin an der Spitze der Akademie gehabt; weil dieser aber sein akademisches Lehramt vorzog, kam er wieder an seine alte Universität zurück. Zum Wiederhersteller der verfallenen Berliner Akademie wurde der Franzose Maupertuis ausersehen, dessen Name durch die Feststellung der Abplattung der Erde Weltruf hatte. Außer ihm folgte der Mathematiker L. Euler dem Rufe des Königs; jener wurde Präsident, dieser ebenfalls eine Hauptstütze der wiederhergestellten Akademie. Damit die Zeitungen auch reger Mitteilungen literarischer und wissenschaftlicher Art brächten, verfügte der König das Aufhören der Zensur für diese Nachrichten und begründete die Maßregel mit dem bekannten Satze: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen sie nicht geniert werden.“

Auch mit Voltaire traf der König schon in seinem ersten Regierungsjahr zum erstenmal persönlich zusammen. Sie sahen sich am 11. September 1740 in einem kleinen Schlosse bei Kleve. Obwohl der französische Philosoph von der Reise ermüdet war, machte er doch durch den Vortrag seines Mahometmanuskripts und durch den bestrickenden Zauber seines Gesprächs auf den König und seine Umgebung einen guten Eindruck. Zehn Jahre später, am 10. Juli 1750, traf Voltaire auf Friedrichs dringende Einladung zu längerem Aufenthalt in Potsdam ein. Er gedachte einige Monate zu bleiben; es wurde eine Zeit von drei Jahren daraus. Die Persönlichkeit des Königs war es, die den geistreichen Franzosen fesselte, sein Ruhm („seine fünf Schlachten“), seine Vorliebe für die französische Literatur, deren glänzendster Vertreter doch damals Voltaire war, seine Unterhaltungsgabe, die Freiheit im Verkehr, daneben doch wohl auch der mit fürstlicher Freigebigkeit zugemessene Ehrensold. Beide waren in mancher Beziehung, so in der Gabe der schnellen Auffassung, der Schlagfertigkeit, der Neigung zur scharfen Kritik, ja zum Spott in der Tat Wahlverwandte. Und so verbrachte man denn Abends in Sanssouci nach dem schweren Tageswerke des pflichtgetreuen Königs die heitern Stunden der Tafelrunde, die durch Menzels Bilder allbekannt geworden sind. Voltaire hat diese „göttlichen“ Soupers in Briefen und Versen gepriesen; bewundernd sagt er vom König:

Il est grand roi tout le matin,
Après dîner grand écrivain;
Tout le jour philosophe humain
Et le soir convive divin.

Die begeisterte Freundschaft erhielt aber schon vor Ablauf des Jahres 1750 eine große Abkühlung. Voltaires Aufführung mußte des Königs Mißfallen erregen. Er wurde in einen Prozeß mit einem Juden verwickelt, beide warfen einander Betrug und Fälschung vor. Der Rechtsstreit endete, recht bedenklich für Voltaire, mit einem Vergleich und gab Lessing die Veranlassung zu dem Epigramm:

Um kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr B*** war ein größerer Schelm als er.

Der König schrieb seinem Schützling unangenehme Wahrheiten über sein Betragen. Allmählich stellten sich bei dem Philosophen immer mehr Schattenseiten heraus. Er, der Vorkämpfer für Duldung und Humanität, zeigte sich als ein unduldsamer, rachgieriger Verfolger, sobald seine Eigenliebe und sein schriftstellerischer Ruhm irgendwie in Frage kamen. Mit allem Haß suchte er seinen Landsmann Mauvertuis zu stürzen; die Achtung, die der König diesem zollte, genügte, Voltaires Neid zu erregen. Dadurch kam es schließlich im Frühling des Jahres 1753 zum vollständigen Bruch. Voltaire verließ den Hof; er hat mit dem König zwar später noch Briefe gewechselt, aber gesehen haben sich die beiden nicht wieder; seinen königlichen Wohltäter aber überhäufte der Dichter in seinen autobiographischen Aufzeichnungen mit den niederträchtigsten Verdächtigungen.

Von den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung hat in diesen Friedensjahren das Gerichtswesen die größten Änderungen erfahren. Humanität und Gerechtigkeit überall zur Durchführung zu bringen war dabei des Königs Grundsatz. Die Folter, deren Anwendung der König schon 1740 sehr eingeschränkt hatte, wurde 1755 gänzlich aufgehoben. Das französische Gesetz, das den Dieb mit dem Tode bedroht, schien dem König für die Reichen gemacht; er billigt die mildern Strafen, die dafür in Preußen bestanden. Das grausame Säcken für die Kindesmörderinnen schaffte er ab. In den Verlauf der Prozesse griff der König, von ganz wenig Ausnahmen abgesehen, prinzipiell nicht ein. Er duldete auch nicht, daß das Recht irgendwie zugunsten der Staatseinkünfte gebeugt wurde. Wiederholt untersagte er den Behörden, veraltete Ansprüche des Fiskus gegen die Untertanen zu erheben und bei den Gerichten zu verfolgen. Vor allem wurde aber der entsetzlichen Verschleppung der Prozesse ein Ende gemacht. Zur Durchführung dieser Reform fand Friedrich in dem Justizminister Samuel von Cocceji den rechten Mann. Im Jahre 1747 erledigte dieser in Stettin 2101, in Kößlin 927 und in Berlin 1364 Prozesse, von denen einer seit zweihundert Jahren ununterbrochen geführt worden war; mit Recht hat man diese Leistungen mit der Reinigung des Augiasstalles durch Herkules verglichen.

Vor allem aber hat Friedrich auch im Frieden die Pflicht, sein Land wehrhaft zu erhalten, erkannt und erfüllt. Er, der mit Leib und Seele Soldat war, suchte sein Heer durch Verstärkungen und neue Dienstordnungen, denen er die Erfahrung der beiden Kriege und so vieler Manöver zugrunde legte, schlagfertig zu erhalten. In dieser Zeit übte er die berühmte schiefe Schlachtordnung ein, der er später seinen schönsten Sieg, den bei Leuthen, verdankte. Friedrich beschreibt deren Wesen in den 1748 abgeschlossenen „Generalprinzipien vom Kriege“ also: „Man verweigert dem Feinde den einen Flügel und verstärkt den, der angreifen soll. Eben mit dem macht Ihr alle Eure Anstrengungen gegen einen Flügel des Feindes, den Ihr in der Flanke faßt. Ein Heer von 100 000 Mann in der Flanke gefaßt, kann von 30 000 Mann geschlagen werden.“

Eigentümlich und zunächst wohl jeden überraschend ist, daß Friedrich, der so viele Siege erfochten hat, in seinen militärischen Schriften nicht der Schlacht vor dem Kriegsmanöver den Vorrang gibt. Prinzipiell vielmehr fordert Friedrich dem alten, im neunzehnten Jahrhundert ganz aufgegebenen Grundsatz folgend, die Vermeidung der Kämpfe, „wo der Tod die grause Ernte hält,“ es sei denn, daß dringende Gründe dafür sprächen. Nur die finanzielle Schwäche seines kleinen Staates, der lange Kriege nicht bestreiten konnte, und die erprobte Stärke seines Heeres veranlassen ihn, in der Praxis die Schlacht doch vorzuziehen. Ebenso war Friedrich darin konservativ, daß er im allgemeinen nichts von Winterfeldzügen hielt.

Am bedenklichsten erschien ihm für einen Herrscher Preußens ein Krieg gegen mehrere mächtige Gegner; daure ein solcher lange, so werde der Staat durch Geldnot, das Heer durch die Hin- und Hermärsche und andre Strapazen zugrunde gerichtet werden.

Bald sollte die Zeit kommen, wo es sich im siebenjährigen furchtbaren Ringen erwies, daß Preußens Heer unter Friedrichs Führung sogar dieser schwierigsten Aufgabe gewachsen war.

3

Über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges hatte sich in den Jahren 1894/95 eine heftige literarische Fehde erhoben. Der Göttinger Professor M. Lehmann, dem wir unter anderm die schöne Biographie Scharnhorsts verdanken, stellte die Hypothese auf, daß dieser Krieg von Friedrich als Angriffskrieg vorbereitet und begonnen sei, um Sachsen zu erobern. Diese Ansicht, die im Grunde nur eine Erneuerung der alten Anklage des Welfen Dnno Kloppe ist, fand merkwürdigerweise auch den Beifall von H. Delbrück, der sie in seinen kürzlich erschienenen gesammelten Aufsätzen noch vorträgt. Sie ist damals gleich von Koser und dem verstorbenen Marburger Professor Maudé, später von Wiegand als völlig verkehrt nachgewiesen worden, sodaß die Frage für jeden urteilsfähigen und nicht voreingenommenen Beobachter eben keine Frage mehr sein sollte. Die Lehmannsche Hypothese kann man nur unter zwei Voraussetzungen aufrecht erhalten; die erste ist, daß Friedrich der Große unausgesetzt über diese Dinge gelogen habe, und zwar nicht nur die fremden Höfe belogen habe, sondern auch seine eignen Minister, Generale und Freunde, ja in seinen Geschichtswerken die ganze Nachwelt; die zweite notwendige Annahme wäre, daß Friedrich die

ganze diplomatische Lage von 1756 völlig verkannt und seine eignen Kräfte stark überschätzt hätte. Beide Voraussetzungen sind doch völlig unmöglich. Vielmehr hat, wie schon Leopold Ranke erkannte, und Maria Theresias Geschichtschreiber, der Österreicher A. von Arneth, zugestand, Österreich durch feindliche Pläne Preußen ernstlich bedroht, und Friedrich suchte schließlich nur deren Ausföhrung durch die militärische Offensive zuvorzukommen — notgedrungen. So schreibt denn auch Maria Theresia 1758 bei dem Vordringen der Preußen in Mähren, sie sei an allem selbst schuld, „mithin auch vor Gott und in mein Gewissen nicht ruhig.“ Friedrichs ganzes Bestreben ging 1756, wie Koser überzeugend nachweist, darauf hin, den Frieden zu erhalten. Um einen russisch-österreichischen Angriff zu hindern, schloß er am 16. Januar 1756 die Westminsterkonvention mit England ab, die die Neutralität Hannovers im englisch-französischen Kriege garantierte. Der Vertrag bewirkte nicht die Trennung der verbündeten Kaiserinnen und damit die Erhaltung des Friedens, wie Friedrich gehofft hatte, sondern er hatte vielmehr den Übergang Frankreichs ins österreichische Lager zur Folge. Für 1757 drohte der Angriff von Österreich und Rußland; Friedrich entschied sich, daß es besser sei, praevenire quam praeveniri, und führte nach der Ablehnung seines Ultimatus die Potsdamer Garnison am 28. August 1756 hinaus auf die Straße nach Sachsen, „zum Kampfe, wie sich bald offenbarte, gegen eine Welt in Waffen.“ Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß gerade die Darstellung des Herannahens dieses gewaltigen Kriegsgewitters meisterhaft ist; sie muß in dem Werke selbst gelesen werden.

Es soll hier auf den Verlauf der sieben Feldzüge nicht eingegangen werden. Wie Koser den Gang einer Schlacht zu schildern weiß, ist ja schon oben bei der von Mollwitz gezeigt. Nur darauf möchte ich hier noch hinweisen, daß wir über der Betrachtung von Einzelkämpfen bei ihm nie den Verlauf des ganzen großen Kriegsdramas aus dem Auge verlieren. Klar führt uns Koser schon durch die durchsichtige Anordnung des Stoffes den Gesamtverlauf vors Auge, scharf sondert er die drei Offensivfeldzüge (1756 bis 1758) von den vier Defensivfeldzügen (1759 bis 1762).

Der Hauptreiz bei der Betrachtung der langwierigen Kämpfe ist psychologischer Art: die Persönlichkeit des Königs, wie sie sich uns in allen den Wechselln des schier endlos währenden Kampfes gegen die Übermacht darstellt, in ihrer Größe im Unglück. Der junge Friedrich der Rheinsberger Zeit schwankte noch zwischen heiterem Genuß und ernstem Heldenleben. Die Entscheidung kam durch den im Jahre 1740 gefaßten Entschluß, Schlesien zu erobern; daß sie aber dazu führen würde, Friedrich in so ernste Kämpfe um die Existenz seines Staates zu verwickeln, war damals nicht vorauszusehen. Das Große ist aber, daß Friedrich, der wohl Sinn für seinen Epikuräismus hatte, auf die Behaglichkeit des Genusses nun willig zu entsagen verstand. Noblesse oblige: die Taten seiner ruhmvollen Ahnen und seine eignen Erfolge im Beginn seiner Laufbahn ließen ihn ausharren, auch als es ins Unglück ging. Das hatte sich schon in den ersten Schwankungen des zweiten Schlesiischen Krieges gezeigt; es trat vollends im Siebenjährigen Kriege zutage. Friedrich zeigte heroischen Mut, ja wahrhaft antike Größe, als alles zu vergehn schien. Wie sehr erwiesen sich in

dieser großen Prüfung die Urteile mißgünstiger Beobachter aus seinen ersten Regierungsjahren als irrig, die da meinten, Friedrich überhebe sich im Glück und werde im Unglück verzagt. Der König zeigte vielmehr auch nach großen Erfolgen eine edle Mäßigung; den Mangel an dieser tadelt er an Karl dem Zwölften, an dessen Kämpfe ihn die seinen erinnerten, scharf; er zeigte im Unglück standhaften Mut und immer Entschlossenheit. Als in der Schlacht bei Kolin, mit der die erste Unglückszeit im Kriege begann, das preussische Fußvolf wankte, und die Brigade Seydlitz den sächsischen und österreichischen Reiterregimentern erlag, sprengte der König zu einigen säumigen Schwadronen. „Aber, meine Herren Generals, wollen Sie nicht attackieren? Sehen Sie nicht, wie der Feind in unsre Infanterie einhaut? In Teufels Namen attackieren Sie doch! Allons, ganze Kavallerie, marsch marsch!“ Sie reiten los, der König voran. Aber die Scharen hinter ihm lichten sich, als Kanonenkugeln einschlagen; der König bleibt im Vorrücken, bis ihm Major Grant zuruft: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?“ — Ähnlich wie damals verfuhr er 1758 bei Zorndorf, 1759 bei Kunersdorf, in beiden Schlachten trug der König seinen wankenden Scharen die Fahne voran, dann wieder 1760 bei Torgau, wo eine Kartätschenkugel ihn zu Boden warf, wunderbarerweise ohne ihm zu schaden.

Vielleicht noch höher als solche Tapferkeit in der Gefahr ist das Aus-harren des Königs in den langen trüben Stunden zu stellen, die ihn nach den Mißerfolgen heimsuchten. Da traten dann Sorgen an ihn heran, die ihn um so schwerer drückten, als er sie bald allein mit sich tragen mußte; denn gerade die, die ihm am nächsten standen, starben in den ersten Kriegsjahren: 1757 nach der Schlacht bei Kolin seine Mutter, dann im September desselben Jahres Winterfeldt, der General, der seinem Herzen am nächsten stand, am 14. Oktober 1758, dem Unglückstage von Hochkirch, seine Lieblingschwester Wilhelmine. Was den König aufrecht erhielt, war nach seiner eignen Erklärung vor allem „die tägliche Arbeit, zu der ich verpflichtet bin,“ sie sei seine „Zuflucht im Schmerz.“ Sein Pflichtbewußtsein also war es. In diesem Sinne bekennt er: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten.“ Daneben war es die Beschäftigung mit der Poesie, die ihn erhob. Gerade in den schweren Herbstmonaten von 1757 dichtete er viel. Ist unter Friedrichs Gedichten auch viel Spreu, darin war er doch ein rechter Dichter, daß er das, was ihn innerlich bewegte, gleichsam in Verse bringen mußte. Selbstbekenntnisse sind seine Dichtungen so gut wie Goethes, er hätte von sich wie Goethes Tasso sagen können:

Und wenn der Mensch in seiner Dual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Das berühmteste dieser Selbstbekenntnisse stammt aus dem Oktober 1757. Damals riet ihm Voltaire in einem langen Briefe aus der Schweiz, er solle von seinen Feinden den Frieden durch Abtretungen erkaufen. Wie Alexander einst dem Räte Parmenios: „Ich würde es tun, wenn ich Alexander wäre,“ sein: „Ich auch, wenn ich Parmenio wäre,“ entgegengesetzt hatte, so antwortete nunmehr Friedrich (nach Kofers Übersetzung):

Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär,
 Ein Menschentind, wie andre mehr,
 Säh ich, mit kargem Los zufrieden,
 Vom sücht'gen Glück mich gern geschieden . . .
 Doch andrer Stand hat andre Pflicht . . .
 Voltaire in seiner stillen Klause,
 Im Land, wo alte Treue noch zuhause,
 Mag friedsam um den Ruhm des Weisen werben,
 Nach Platos Muster und Gebot.
 Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
 Muß mutig, trogend dem Verderben,
 Als König denken, leben, sterben.

Ja „sterben“! Ein Gedanke, der Friedrich in den verzweifeltsten Lagen mit einem gewissen Trost erfüllte, war, daß er Schande nicht zu überleben brauche, daß er die Tragödie enden könne, wann er wolle. Er war bereit, wenn alles verloren ging, den Tod in der Schlacht zu suchen, und wenn er ihn dort nicht finden könne, sich selbst das Leben zu nehmen. Er trug dazu Gift bei sich. Fast wäre es 1759 zur Ausführung gekommen. Als damals die Schlacht bei Kunersdorf mit so furchtbaren Verlusten für ihn endete, setzte er sein Leben aufs äußerste aufs Spiel. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen. Eine Flintenkugel, die ihm hätte den Tod bringen müssen, prallte an einem goldnen Etui in seiner Tasche ab. „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?“ rief er aus; und nach der Schlacht schrieb er dem Minister Finkenstein: „Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben. . . . Ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer.“ Der König hat sich aber auch in dieser verzweifeltsten Lage wieder aufgerichtet, seine Kampfesmüdigkeit und Todessehnsucht wieder durch sein Pflichtgefühl überwunden zu weiterm Ausharren. Der alte Kabinettssekretär Eichel, der die Seelenkämpfe des Königs miterlebt hat, schreibt einmal bewundernd von der Festigkeit, zu der sich der König immer wieder durchrang, sie sei „fast übernatürlich, und ohne Schmeichelei gesagt, eben nur ihm selbst ähnlich und eigen.“

Eine gewisse Beruhigung gab dem König in solchen Stunden der Gedanke, daß der Ausgang aller jener Nöte schon festgestellt sei — ob von einem persönlichen Gott oder dem blinden Geschick, das erschien ihm dabei zweifelhaft —, aber doch festgestellt sei. Das verleitet ihn aber nicht zu passivem Zusehen, sondern im Gegenteil, es treibt ihn dazu, alles zu tun, damit ihn kein Vorwurf treffe.

Die seelischen Aufregungen und Kämpfe, verbunden mit den körperlichen Strapazen des Krieges, mußten natürlich den König stark mitnehmen. Aus dem Kriege ging er als Greis hervor, als der „alte Fritz“; darum hat er denn sein Helbentum selbst als Martyrium beklagt. Und noch eine andre böse Folge hatte diese harte Zeit, wie Koser ohne Beschönigung hervorhebt. Friedrichs Sinn wurde verhärtet, sein Wesen schroffer, fast despotisch, Menschenverachtung bemächtigte sich seiner; er, der an sich die höchsten Anforderungen stellte, verlangte sie auch rücksichtslos von andern, und mehr: er forderte auch von ihm

Nahestehenden Anerkennung seiner Überlegenheit ohne Rat und Einrede. Furcht vor seinem Tadel beherrschte die Offiziere und hielt sie zusammen. So hat ihn das wechselvolle Geschick in den sieben Jahren härter gemacht, als einst der sagenhafte Schmied zu Ruhla den Landgrafen von Thüringen. Diese Wandlung in Friedrichs Wesen während des Krieges führt uns Koser anschaulich vor.

Auch von einigen hervorragenden Generalen des Königs erhalten wir gute Charakterbilder, so bei der Schlacht bei Prag von Schwerin, bei der Schlacht bei Zorndorf von Seydlitz und bei der Torgauer von Zieten. Ich will hier auf diese nicht näher eingehn. Hingegen möchte ich darauf hinweisen, daß wir auch von der Sinnesart der Soldaten das Nötige erfahren. Das Heer bestand zum guten Teil aus Geworbenen. Handfeste Burschen, die bereit waren, unter des großen Königs Fahnen ihr Glück zu versuchen, fanden sich genug im Reich, namentlich in den protestantischen Gegenden. Sie wurden nicht nur durch die eiserne Disziplin, sondern unstreitig auch durch Ehrgefühl und Hingebung zusammengehalten. Als nach dem Siege bei Liegnitz ein braver Musketier vom Könige gelobt wurde, antwortete er: „Wie sollten wir nicht? Wir kämpfen für die Religion, für Euch, für das Vaterland.“ Der gemeine Mann glaubte, wie auch diese Äußerung zeigt, daß es sich in diesem Kriege um die Erhaltung des evangelischen Glaubens handle. Ein frommer, gläubiger Geist herrschte in Friedrichs Heer. Wie die Schlacht bei Leuthen durch den Gesang der Strophe: „Gib, daß ichs tu mit Fleiß“ eingeleitet und mit dem Choral „Nun danket alle Gott“ abgeschlossen wurde, ist bekannt. So war es auch sonst. „Gottesdienst und Betstunden waren immer im Gange und durften ebensowenig wie die Löhnungstage fehlen.“ Die Feldprediger folgten als treue und tapfere Hirten vielfach ihren Soldatengemeinden bis in die Schlacht. Ihren König, der doch dem evangelischen Christenglauben leider innerlich entfremdet war, hielten diesen Krieger geradezu für einen Gottesstreiter.

So viel war ja richtig und wurde vom König auch selbst erkannt, daß ein Sieg Österreichs dem Protestantismus sehr schädlich sein mußte, wenn auch die Politik des Kaiserhofes zunächst durch politische, nicht durch kirchliche Beweggründe geleitet war. Der König rettete durch sein Ausharren und seine Siege nicht nur seine Krone und seinen Staat, sondern auch die gefährdete Gewissensfreiheit.

Unsterblichen Ruhm hatte unter seiner Führung Preußens Heer gewonnen, und diese Glorie von Rossbach und Leuthen wurde freilich der nächsten Generation verderblich, weil sie diese in Sicherheit wiegte, weit öfters aber hat sie in den Prüfungsstunden des neunzehnten Jahrhunderts als starker Ansporn zu ähnlichen deutschen Heldentaten gewirkt.

Unermessliche Arbeit erwartete den König nach dem Friedensschlusse; es galt die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, zu heilen und die großen Kulturaufgaben, die sich der König gesetzt, und deren Ausführung der Krieg verhindert hatte, nun durchzuführen. Sogleich ging der König ans Werk, er bereifte seinen Staat und unterrichtete sich überall selbst an Ort und Stelle über das Nötige. Schlesien, die Provinz, um die der Niesenkampf geführt

worden war, wurde zuerst besucht; erst dann kehrte der König nach Berlin zurück (Ende März 1763). Das nächste Ziel war Pommern; Stargard, Greifenberg, Treptow und das heiß umkämpfte Kolberg wurden hier besichtigt. In die westlichen Provinzen begleitete der Prinz Ferdinand von Braunschweig-Bevern den König, der tapfere Welf, der Westfalen und Niedersachsen solange gegen die Franzosen verteidigt hatte. Überall wurde das „Retablissement“ rasch gefördert.

Erst dann ging der König daran, sein eignes Heim wieder zu ordnen. Die Zeit der Tafelrunde von Sanssouci war dahin; Voltaire war, wie wir gesehen haben, im Unfrieden geschieden, Maupertuis 1759 gestorben. Der König suchte, um beide zu ersetzen, d'Alembert, das Haupt der Encyclopädisten, zu gewinnen. Aber der Philosoph blieb nur zwei Monate an Friedrichs Hof und lehnte den Vorsitz in der Akademie ab. Freiheitsinn und Heimweh bewogen ihn dazu; allzu ungemütlich erschien ihm ein Hof, wo der König der einzige Mensch sei, mit dem man eine Unterhaltung führen könne, „d. h. die Art von Konversation, die man nur in Frankreich kennt, und die unentbehrlich wird, wenn man sie einmal kennt.“ Einsamer wurde es um den König; die Franzosen verschwanden allmählich völlig aus seiner Umgebung, die Männer aus des Königs militärischem Gefolge konnten sie doch nur zum Teil ersetzen. Koser gibt uns von diesen Männern und ihren Beziehungen zum Hofe ein anschauliches Bild. Im ganzen gewinnt man den Eindruck, daß der König auch mit dieser Umgebung dasselbe erlebt hat, was viele große Männer in ihrem Alter vor und nach ihm erfahren haben; Bismarck spricht es einmal aus mit den Worten: „Man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheidenheit zurück.“

Es würde nun zu weit führen, wollten wir uns daran geben, die ganze Friedensarbeit des Königs: die Meliorationen in den einzelnen Provinzen, die Gewerbe- und die Handelspolitik, die Justizpflege und die Kirchenpolitik zu skizzieren. Nur so viel mag bemerkt werden, daß er auf allen diesen Gebieten im allgemeinen in den Bahnen, die er in seiner ersten Friedenszeit eingeschlagen hatte, fortarbeitete. Auf volkswirtschaftlichem Gebiete hielt der König mit Zähigkeit an dem System des Merkantilismus, wir würden heute sagen: des Schutzzolles, fest unter Abweisung der neu aufgestellten Theorien der französischen Physiokraten, und sein Staat hat sich im ganzen gut dabei gestanden; die Lage der Bauern wurde erleichtert, die Reform der Justizpflege durch die Ausarbeitung des Allgemeinen Preussischen Landrechts zum Abschluß gebracht. Auf alles das und ebenso auf den Gang der äußern Politik: die Erwerbung Westpreußens in der ersten Teilung Polens, den Bayerischen Erbfolgekrieg und Friedrichs letzten großen diplomatischen Sieg: die Stiftung des deutschen Fürstebundes von 1785, durch die er nach Goethes Ausdruck sein „Übergewicht in allem“ aufs neue erhärtete, will ich nicht eingehn.

Wir wollen lieber zum Schluß noch einmal den König in seiner Häuslichkeit aufsuchen und sein Fühlen und Denken in seinen alten Tagen kurz betrachten, wie es uns Koser in dem schönen Kapitel „Der alte König und die neue Bildung“ schildert.

Friedrich war aus dem Kriege gealtert in eine sich verjüngende Welt

zurückgekehrt. Während des Krieges hatte Rousseau seine Programmschriften: den *Emile* und den *Contrat social*, veröffentlicht, und bald nachher begann es sich auf dem deutschen Parnaß zu regen, die Sturm- und Drangperiode unsrer Literatur fällt noch ganz in die Zeit Friedrichs. — Der König liebte die klassische Literatur der Franzosen: Racine, Corneille und als letzten Vertreter dieser Periode Voltaire (gestorben 1778). Bei dem nachfolgenden Geschlecht glaubte er nur Verfall und Mittelmäßigkeit wahrzunehmen. Allein d'Alembert schätzte er, dagegen mißfielen ihm die übrigen Encyclopädisten. So tadelt er an Diderot die Arroganz, „die den Instinkt meiner Freiheit empört.“ In Rousseaus Schriften sah Friedrich nur Torheit und Tollheit. Dem im *Emile* ausgesprochenen Satze, daß alles von Natur gut sei, gegenüber betrachtete der alte Praktiker, in unbewußter Übereinstimmung mit Kant wie mit der Kirchenlehre, den Menschen als im Grunde böse. Als man ihm jenen Erziehungsgrundsatz Rousseaus einstmals anpries, äußerte er derb über die menschliche Natur: *Vous ne connaissez pas cette maudite race.* Zur Abwehr der Angriffe, die Rousseau und Holbach auf das Königtum unternahmen, griff Friedrich zur Feder. Die Behauptung, daß die Fürsten die Schlächter ihrer Untertanen seien, widerlegt er durch den Hinweis, daß die Republiken aller Zeiten ebensowohl Kriege geführt haben als die Monarchien; im übrigen gab er unbefangen zu, die absolute Monarchie sei die schlechteste oder die beste aller Staatsverfassungen; je nachdem der Fürst beschaffen sei. Welche Anforderungen er dabei an den Regenten aber stellt, sehen wir aus der eignen Tätigkeit dieses *premier serviteur de l'Etat.* — Die materialistischen Anschauungen von Helvetius und Holbach verwarf Friedrich vollends. Der Leugnung Gottes gegenüber bekennt er sich unter Berufung auf die Zweckmäßigkeit der Welt, also nach dem teleologischen Beweis, zum Glauben an Gott, und zwar im Sinne des Deismus, wonach Gottes Abstand vom Menschen unermesslich ist. Gott sorge wohl um die Lenkung und Erhaltung der Welt, bekümmere sich aber nicht um den einzelnen Menschen. Den Anschuldigungen gegen die christliche Religion, sie sei eine Geißel der Menschheit, in Folge ihrer Unduldsamkeit habe sie Ströme von Blut vergossen, setzt Friedrich entgegen, daß die Moral der Lehre Christi, der „herrlichen Bergpredigt“ gut sei. Die Dogmen freilich seien als „Aberglaube“ zu verwerfen, aber nicht Jesus habe sie verfaßt, sondern die Konzile hätten sie aufgestellt. In diesem Sinne verteidige er mit der Religion Christi die Religion aller wahren Philosophen. — Im allgemeinen wurde Friedrich durch Holbachs anspruchsvolles Werk (*Système de la nature*) aller Metaphysik ziemlich überdrüssig. Er sah, daß man bei allem Spekulieren über solche Fragen doch leicht dem Irrtum verfallt. Seine immer feststehende praktische Philosophie war der Grundsatz: „Der Mensch ist zum Handeln geschaffen,“ oder, wie er es einmal derb ausdrückt: „Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochse pflügen muß.“ Die rastlose Tätigkeit für das Wohl anderer war ihm der Inbegriff aller Moral.

Im Jahre 1780 sprach sich Friedrich in der Schrift *De la littérature allemande* über die deutsche Dichtung aus. Sein Urteil lautet sehr absprechend, der rechte Geschmack fehle den deutschen Dichtern. Freilich erwies sich der

König auf diesem Gebiete nicht sehr bewandert; denn sonst hätte er nicht Klopstock, Lessing und Wieland ganz unerwähnt lassen können. Das erste Drama des jungen Goethe, den „Göz von Berlichingen,“ schildert er eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke Shakespeares. Vor der Forderung der starren französischen Theorie vom Bau des Dramas konnte das Werk allerdings nicht bestehen. Man kann diese schroffen Urteile übrigens nicht ausschließlich auf Friedrichs Unkenntnis zurückführen; sehr richtig bemerkt Koser, daß des Königs Urteil nicht milder gelautet haben würde, wenn er auch Lessings Werke genauer gekannt hätte. Den Anti-Goeze mit seiner verletzenden Schärfe hätte er wohl als Pfaffengezänk angesehen, und die Hamburger Dramaturgie hätte er als Bekämpfung seiner geliebten französischen Klassiker vollends verworfen. Die deutsche Poesie ging eben, wie Schiller sagt, von Friedrichs Throne „ungeehrt.“ Und doch muß man den edeln Patriotismus anerkennen, mit dem Friedrich am Schlusse jener Schrift fast prophetisch von den großen Tagen unsrer Dichtkunst spricht: „Wir werden unsre klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen. Diese schönen Tage unsrer Literatur . . . nähern sich. Ich künde sie Euch an.“ — Der König hat sie nicht nur angekündigt, sondern sie auch, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ unumwunden anerkennt, durch seine Taten im Siebenjährigen Kriege indirekt mit heraufgeführt; das erste klassische deutsche Lustspiel, Lessings „Minna von Barnhelm,“ ist ja nach Goethes Zeugnis „die wahrste Ausgeburt“ dieses Krieges.

Noch ein Wort über das Verhältnis des Volkes zu seinem König. Bei dem Beamtentum überwog jedenfalls die Furcht beträchtlich die Liebe. Lob gab es selten, Ordensverleihungen erfolgten sehr spärlich; dagegen hielt der König in seinen eigenhändigen Postskriptis und Marginalnoten mit scharfem Tadel nicht zurück; gar oft verletzte er auch die Beamten aufs schärfste durch sein Mißtrauen gegen ihre Rechtlichkeit. So hörte denn Goethe, als er 1778 in Berlin war, „über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsönieren.“ Aber das waren doch nur bestimmte Kreise; in andern Schichten der Bevölkerung war es ganz anders. Des Königs Soldaten, die armen Kriegsknechte, sie liebten ihn fast bis zur Abgötterei. „Die Anrede Frixe oder Vater, worauf die Leute ein Gewohnheitsrecht erworben hatten, das treuherzige Du, das ihr Frix ihnen gestattete, andre kleine Vertraulichkeiten, auch wohl derbe Erwiderungen, die ihnen nicht übel genommen wurden, alles das wog ihnen der Unbilden und Leiden viele auf.“ Überhaupt war bei dem gesamten niedern Volke des Königs Popularität unbegrenzt. Daß jedermann vor dem Potsdamer Stadtschlosse Bittschriften abgeben konnte, daß man auch leicht zu dem Monarchen selbst gelangte — denn in Sansjoui war der König tagsüber ohne jede Bedeckung und duldete nicht einmal, daß die Türen verschlossen wurden —, das alles gab dem gemeinen Mann ein unbegrenztes Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe des Königs. Kam Friedrich nach Berlin, so strömten Tausende zusammen und jubelten ihm in ungeheuchelter Begeisterung zu. Und doch kehrte nur — so erzählt ein solcher Zuschauer — „ein dreiundsiebzigjähriger alter Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt von seinem mühsamen Tagewerke zurück;

aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren auch nicht einen Tag versäumt hatte.“

Ja, so hielt es der König bis an sein Ende. Noch zwei Tage vor seinem Tode, am 15. August 1786, begann Friedrich seine Arbeit — früh um fünf Uhr! In der Nacht zum 17. August um zwei Uhr ist er verschieden. Er hat sein in der Jugend, im „Antimacchiavel,“ ausgesprochenes Gelübde, immer für das Wohl des Staates arbeiten zu wollen, getreu gehalten, und eindrucksvoll wirkt deshalb der erste Satz seines letzten Willens auf uns:

„Unser Leben ist ein eiliger Übergang vom Augenblick unsrer Geburt zu dem unsers Todes; während dieses kurzen Zwischenraumes ist der Mensch bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, an deren Körper er ein Glied ist, zu arbeiten.“

Diese fortwährende Arbeit des Königs in ihrer ganzen umfassenden Ausdehnung wissenschaftlich erforscht und lebensvoll dargestellt zu haben ist das Verdienst Kosers.



Deutsche Reise eines großen Briten vor 156 Jahren



avid Hume ist als Anreger Kants allen akademisch gebildeten Deutschen bekannt; aber von seiner Persönlichkeit und seinen Lebensumständen dürften nur wenige Genaueres wissen, denn so viel wir erfahren konnten, haben wir weder eine deutsche Übersetzung des einzigen Werkes, das darüber vollständigen Aufschluß gibt (*Life and Correspondence of David Hume* by Dr. John Hill Burton, Esq. 2 Voll. Edinburgh 1846), noch eine deutsche Lebensbeschreibung, die alle in diesem Werke enthaltenen Einzelheiten aufgenommen hätte. Trotzdem würden wir uns nicht erlauben, einem achtundfünfzig Jahre alten Buche den Stoff zu einem Aufsatz zu entnehmen, wenn wir darin nicht Tagebuchaufzeichnungen gefunden hätten, die der berühmte Philosoph und Geschichtsschreiber auf einer Reise quer durch Deutschland gemacht hat. Es ist doch interessant, zu erfahren, was der eine der drei bedeutenden Männer, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts als die Träger des literarischen Ruhms Großbritanniens gefeiert wurden (die andern beiden waren Adam Smith und Gibbon), damals in unserm Vaterlande, wenn auch nur auf der Durchreise, die ja glücklicherweise nicht mit Dampf bewerkstelligt werden konnte, geschaut, und was er über das Geschaute gedacht hat. Soll aber der Reisende dem Leser nicht sozusagen aus der vierten Dimension hereingeschneit kommen, so muß sein Lebenslauf bis zur Reise skizziert werden.

Als jüngerer Sohn eines mäßig begüterten schottischen Landadelmanns sah sich Hume auf ein kleines Jahrgeld angewiesen und fand, so oft ihm anderswo der Aufenthalt zu teuer zu stehn kam, ein Heim bei seiner Mutter und seinem fünfzehn Jahre ältern Bruder, Sir John Home of Ninewells, wo